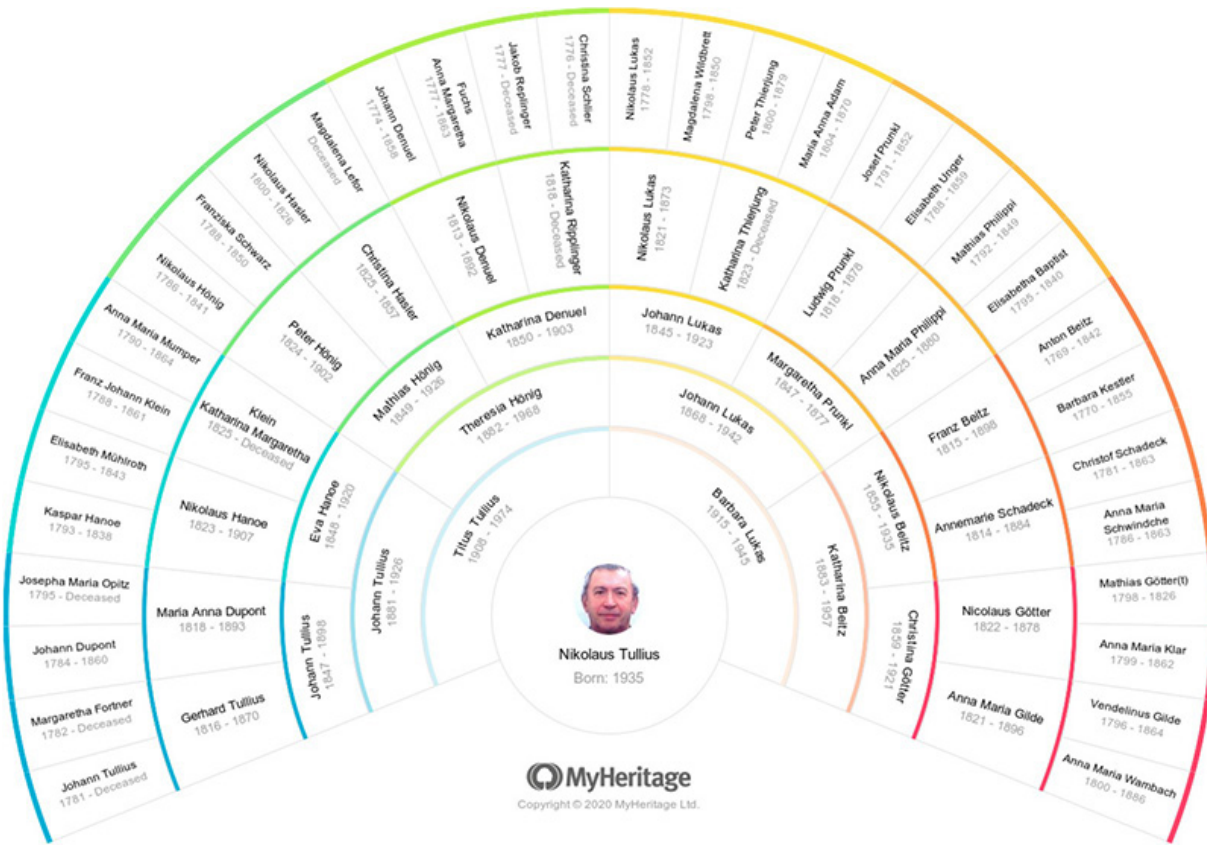




Nikolaus Tullius

ERINNERUNGEN
EINES
BANAT-KANADIERS



Inhalt

Lebensausklang und Rückblick - Dr. Hans Gehl

Überbleibsel

Stationen meines Lebens

Einleitung

Woher wir kommen

Meine Großeltern in Amerika

Im neuen Staat Rumänien

Mein Geburtshaus in Alexanderhausen

Kindheit und Jugend im Dorf

Der Krieg überrollt das Dorf

Die Deportation in die Sowjetunion

Verändertes Dorfleben

Vater bleibt in England

Schul- und Hochschulstudium in Sicht

Plan einer Ausreise nach Kanada

Die Reise eines Lebens

Flug über den Atlantik

Erste Erlebnisse in Kanada

Die Weltausstellung Expo'67

Von Montréal nach Ottawa

Familienleben in Ottawa

Erste Reise in die alte Heimat

Tagungen und Konferenzen
Universtätén der Söhne
Noch einmal ins Banat
Lebensabend

Reise ins Banat 2008 - So vertraut und doch schon so fremd

Reise ins Banat 2008 - Temeswar/Timişoara

Weiter auf der globalen Dorfstraße

Kreuzfahrt durch Tahiti

Wege im Leben

Schwowisch Gschriebenes

Dorf uf dr Heed

Die alti Wiener Stroß
Pakatz
Die Kerch im Rondell
In dr Kerch
Die Kerchuhr
Unser Kriegerdenkmal
Mit dr Eisebahn
Dr Bahnhof war mol sehr wichtich
Die Schandrhaaser Dorfbrunne
Die Schandrhaaser Dampfmiehl
Die Kaule vun Schandrhaas
Die Elektrifizierung in Schandrhaas
De Vettr Matz un sei Garte

Unser Obstbeem im Garte
Drhem uf Besuch - 1985
Drhem uf Besuch - 2008

Dorflewe

Wie der Hutt uf die Kerch kumm is
Dreschmaschine, Dampfmaschine un Traktore
Schlietefahre un Rodle
Ratsche in dr Karwuch
Gummiflinte un Schandare
Ufm Maulbierebaum
Was sunntachs gekocht un gebackt is gin
Anri Suppe unr dr Wuch
Dunschtobst un Saurkraut
Mir hann allerhand Tee getrunk
Dorfmusich vun drhem
Sauwerkeit muss sin!
Unser Blechmusich
Im Vorbhalt
In der Familje
Vum Radiohere
Vum Dorfradio
Iwer 's Anschlaan
Ufm Mischthaufe
Wie ich Delegierte beim Dresche war
Gfährlichi Spile
Die Orgl hat Luft gebraucht
So jung wie heit... Trinke mer noch eene!

Was vorkumm is

Soldategräwer an dr Hanfkaul
De Schwimmwage
's Johr mit de Kraitsche
Maikäfer fange
Fisch fange
Wachtel fange
Hase fange
Beim Neschter aushewe
Iwer's Rakibrenne
Vum Fotografiere
Streit um die Erbschaft
Die beschi Quitt, wu ich im Lewe verkoscht
hann
Paprika un Paradeis

Vrschiedenes

Wie's war un net hätt kenne bleiwe
Priefunge in Temeschwar
De Goldene Hirsch
Des war dialektisch
Vun Politik un Religion
Ins Kino gehn
Trinke mer noch e Bier
Im kalte Kriech
Iwr's Raache
Ärtzliche Prozedure domols un heit
Die Armuhr
De Rechnschiewer

Sich erre is leicht, vrzeihe is schwer
Auszeichnunge
Vum Neijohr zum Njujiehr und was drbei
rauskummt
Mer werd halt alt in dr Fremd
Schwoveschicksal
For wen die Glocke leite
Howwllied
eine Parodie von Nikolaus Tullius

**Wurzeln im Herzen, Flügel im Geist - Christa
Albert, Hans Schuch**

Lebensausklang und Rückblick - Dr. Hans Gehl

Das ereignisreiche Leben des Autors Nikolaus Tullius wurde aus seinem autobiografischen Buch bekannt, das in drei Sprachen erschienen ist, Deutsch: »Vom Banat nach Kanada. Aus dem Leben eines Migranten« 2011, Münster; »My journey from the Banat to Canada« 2011, USA; und Rumänisch: »Din Banat în Canada. Cronica unei călătorii de o viață«, 2013, Timișoara. Nach dem Aufstieg und Höhepunkt jedes Lebens folgt der langsame Abstieg, aber auch die Möglichkeit, aus der erreichten Höhe auf die Ereignisse seines Lebens zurückzublicken, sie einzuordnen und zu interpretieren.

- Der mittlerweile 85-jährige Diplomingenieur Nikolaus Tullius ist Ehrenbürger seines Geburtsortes, der Banater Gemeinde Alexanderhausen, heute Șandra. Die Binnensiedlung entstand 1833 auf dem Praedium Pakatz, ein Gut des Bischofs von Agram/Zagreb, Alexander Alagovich. Die ersten Bewohner des »Contractdorfes« waren Zuwanderer aus umliegenden deutschen, im 18. Jahrhundert gegründeten Kolonistendörfern. Die weiteren Vorfahren des Autors kamen aus dem Moselgebiet in Deutschland, aus Belgien und Luxemburg, Lothringen und Böhmen, ins Banat, das von 1717-1778 eine österreichische Krondomäne, danach eine ungarische Provinz und ab 1920 ein Gebiet Rumäniens war.

- Infolge der Amerika-Auswanderungen um 1900 wurde die Mutter des Autors 1915 in den USA geboren. Die Familie kehrte heim, doch die »Amerikanerin« wurde trotzdem 1945

in die Sowjetunion zur Zwangsarbeit deportiert, wo sie dreißigjährig starb. Der Vater geriet nach dem Fronteinsatz in englische Gefangenschaft und gelangte nach Kanada. Die einzige Stütze des Waisenkindes war seine Großmutter, die ihn ernährte und großzog. Trotz allen Unbills in der Nachkriegszeit im kommunistisch regierten Rumänien ließ sich Niki (wie viele Schicksalsgefährten) nicht unterkriegen, lernte gut, pendelte täglich nach Temeswar/Timișoara ins Gymnasium und besuchte danach die Elektrotechnik-Fakultät der Polytechnischen Universität, die er 1958 als Diplomingenieur absolvierte. Im November 1957 starb seine einzige Bezugsperson, die Großmutter. Nikolaus beantragte daher die Ausreise zu seinem Vater, nach Kanada und konnte tatsächlich 1961 nach Montreal ausreisen.

- Es folgten die üblichen Schwierigkeiten, die jeder Emigrant überwinden muss: Integration in eine andere Gesellschaftsordnung, eine fremde Sprache (Tullius hatte Grundkenntnisse in Englisch und Französisch), andere Sitten und Gebräuche erlernen. Dank eines eisernen Willens und hilfreicher Menschen konnte Nikolaus alle Anfangsschwierigkeiten überwinden, machte sich mit den sich mit den jüngsten enormen Fortschritten in seinem Fachgebiet vertraut und wurde Mitarbeiter der damals größten kanadischen Firma der Fernmeldeindustrie in Montreal, die ihn später zur neu gegründeten Abteilung für Forschung und Entwicklung nach Ottawa sandte. Hier fand er seinen Traumjob, heiratete und hatte zwei Söhne. Seine Arbeit betraf die neuesten Entwicklungen in der Halbleitertechnik und der Anwendung von Software in der Fernmeldetechnik. Seine mehr als 20 technischen Publikationen präsentierte er weltweit auf internationalen Tagungen und hatte so die Gelegenheit, die Welt kennenzulernen (was ihm aus Rumänien nicht möglich gewesen wäre).

- Seit seiner Pensionierung im Jahre 2000 befasst sich der Autor mit Familienforschung und mit den kulturellen

Überlieferungen seiner Banater Vorfahren, die er den englischsprechenden Nachkommen der Donauschwaben in Amerika und der Welt näherbringen will, wozu ihn seine Mehrsprachigkeit und sein Interesse für Geschichte und Ethnografie entgegenkommt. Ebenfalls förderlich ist die (im Buch beschriebene) »globale Dorfstraße«, das Internet und die Portale, die eine weltweite Verbindung von Interessenten ermöglichen. Denn Interesse am Schicksal der Vorfahren besteht weltweit und es gibt auch Dokumentationsmöglichkeiten, es liegt nur an der Orientierung und am Beharrungsvermögen der Forscher, sich darin einzuarbeiten und so zu befriedigenden Erkenntnissen zu gelangen.

- Eine Besonderheit des Autors ist sein doppelter - und dennoch objektiver - Blickwinkel: auf die »*Pipatsch*«, den Klatschmohn, als Symbol der Banater Heide und die *roten Ahornblätter* in der Flagge Kanadas. Beide Welten hatten dem Autor ihr Entgegenkommen, aber auch ihre kalte Schulter gezeigt und es bedurfte eines starken Willens, um die Hürden zu überwinden und zur nächsten Lebensphase durchzustarten. Nun ist es Zeit, Rückschau zu halten und das Erlebte zu bewerten.

- Es ist Nikolaus Tullius hoch anzurechnen, dass er trotz der notwendigen Anpassung an das neue Leben in der Fremde die Grundwerte seiner Heimat mitgenommen und bewahrt hat: Fleiß. Offenheit und Verständnis für seine Mitbewohner; was ihm auch zurückgegeben wurde. Er kehrte als Rentner öfter in seine Banater Heimat, in seinen Geburtsort und in seine Schul- und Universitätsstadt zurück, beobachtete die Veränderungen und versuchte diese zu verstehen und einzuordnen. Sein Geburtsort ehrte ihn als Ehrenbürger, der sein Dorf bekanntmachte und in Temeswar nahm er im Sommer 2008 am 50-jährigen Absolvententreffen teil. Dabei nahm er die Veränderungen im Banat und in dessen Hauptstadt wahr, eben andere Zeiten, andere Sitten.

- Das Buch umfasst sechs hochdeutsche und siebenzig Texte in der heimischen, rheinfränkisch-pfälzischen Mundart, (die der Autor noch unverfälscht beherrscht) umrahmt von gut ausgewählten, passenden Fotos. Der Kanada-Banater hält auf den mehr als 200 Seiten des Buches Rückschau auf die »Überbleibsel« seines langen und erfüllten Lebens von der Dorfstraße seiner Jugend bis zu seiner modernen Wohnung in Ottawa mit Ausblick auf den nahen Teich mit den rastenden Kanadagänsen und schließlich mit der friedlichen Perspektive, den bekannten »Vier Quadratmetern für die Familie«, im dem in der Nähe des Stadtviertels Kanata gelegenen Friedhof.

- Die hochdeutschen Texte werden als »*Stationen meines Lebens*« geführt und umfassen: Die Urheimat der Vorfahren, den Banater Heimatort Alexanderhausen/Şandra, Dorfleben, Ausreise, Einleben in die neue Welt, Weltreisen und Heimreisen ins Banat. Der Mundartteil »*Schwowisch Gschriebenes*« ist in vier Sektionen unterteilt: *Dorf uf dr Heed* beschreibt das Dorf Alexanderhausen in seiner Landschaft; *Dorflewe* umfasst das Leben und die Arbeit im Dorf, Alltägliches und Seltenes; *Was vorkumm is* umfasst Kinderspiele, Arbeiten und Tätigkeiten, Speisen; *Verschiedenes* wird ernster, mit Priefungen, Schwabenschicksal, Abschiedsglocken.

- Insgesamt ein ausgewogener, gut durchdachter und anschaulich dargestellter Band, der dem großen Ziel gerecht wird, das Wesentliche eines typisch schwäbisch-kanadischen Lebens darzustellen und zugleich der Nachwuchsgeneration als Informationsquelle mitzuteilen. Das ist Tullius auch in seinen zahlreichen, deutschen und englischen Informationstexten in Kanadischen Blättern gelungen. Bemerkenswert sind auch die häufig vertretenen, gediegenen Mundartbeiträge in der Rubrik »Mei Mottersproch« der »Banater Post« (München), wo Nikolaus Tullius inzwischen der wichtigste und zuverlässigste Schreiber ist.

- Das Leben geht weiter, bis es ein zufälliges Ende findet, aber das Wesentliche ist bereits geschehen und wird in diesem Erinnerungsbuch für die Nachwelt festgehalten.

Hans Gehl, Tübingen

Überbleibsel

Stationen meines Lebens

Einleitung

Im Jahr 2011 erschien der Roman meines Lebens, das Buch »Vom Banat nach Kanada««. Es war ein Versuch, etwas von unserer bewegten, von manchen als interessant bezeichneten, Zeit aufzuzeichnen. Die Erlebnisbeschreibung sollte in der Form des Romans etwas zur Veranschaulichung der Ereignisse beitragen, die unser kleines donauschwäbisches Völkchen hauptsächlich durch den Zweiten Weltkrieg miterleben musste. Ich versuchte, den Nachkommen der Erlebnisgeneration etwas von dem oft tragischen Schicksal der Banater Schwaben zu berichten, da es in vielen Geschichtsbüchern kaum beachtet wird. Nach dem Buch in deutscher Sprache erschien es im selben Jahr in englischer Sprache und 1913 in rumänischer Sprache. Dann erschien 2017 das Büchlein »Gschichte vun drhem« mit 38 Mundartstücken. Inzwischen sind noch etwa 30 Mundartstücke dazu gekommen, die im vorliegenden Buch zusammengefasst sind.

In diesem Aufsatz möchte ich noch einmal mein Leben überblicken, mit Einbezug meiner näheren Familie. Er ist als mein Vermächtnis an die Nachwelt gedacht. Wir erleben, dass trotz zunehmender Umweltverschmutzung, trotz chemischer Zusatzstoffe in unserer Nahrung, die meisten von uns heute länger leben als die Menschen früherer Zeiten. Das hat sicherlich mit den besseren

Wohnbedingungen, der besseren Ernährung, der besseren medizinischen Betreuung und den vervollkommneten Arzneimitteln zu tun. Trotz einiger Wohlstandskrankheiten reisen wir mehr und sehen mehr von unserer schönen Welt. Durch den rasanten Fortschritt der elektronischen Technologien werden wir von wahren und nützlichen, wie auch von falschen und nutzlosen Informationen überflutet.

Woher wir kommen

Die Mehrheit unserer Vorfahren wurden von ihren Kaisern aus dem Hause Habsburg im neuerworbenen Kronland Banat angesiedelt. Das Banat gehörte zu Ungarn, bevor es in den letzten hundertfünfzig Jahren eine Provinz des Osmanischen Reiches war. Die Einwanderer aus den Gebieten des Römischen Reichs Deutscher Nation erkannten schnell, dass Pannonien anders war, als ihre angestammte Heimat. Es war auch anders als das von den Werbemännern versprochene Land »in dem Milch und Honig fließen«.

Viele Ansiedler mussten sich ihre Häuser selbst erbauen, bekamen aber ihre Felder in »ewiger Erbpacht« direkt von ihrem Kaiser. Das war besser als die in ihrer Heimat verlassene Hörigkeit, die Abhängigkeit von einem Gutsherrn. Im neuen Land war das Klima ungesund, es gab zu viele Sümpfe und viele Schwärme von Stechmücken. Es gab Cholera- und Typhusepidemien, so dass die neue Heimat vorerst den schlechten Ruf als Grab der Schwaben erhielt. In Temeswar entstand eine fähige und hilfsbereite deutschsprachige Verwaltung. Die überlebenden Ansiedler und ihre Nachkommen schafften sich ein annehmbares Leben und brachten es sogar zu einem gewissen Wohlstand.

Nach wenigen Jahrzehnten stellten die Habsburger das Banat 1778 unter ungarische Verwaltung. Es war das Zeitalter des Merkantilismus: Solange ihre wirtschaftlichen Interessen wahrgenommen wurden, waren die Habsburger bereit, die Last der Verwaltung an Ungarn abzugeben. Das war ein Sieg für Ungarn: Es konnte eine während der Türkenzeit verlorene Provinz wieder in seinen Staat eingliedern. Dass der aufkommende Nationalismus die Nachkommen der deutschen Ansiedler dem Magyarisierungsdruck aussetzen sollte, war den Habsburger

nicht wichtig. Das Überleben der Monarchie war ihnen viel wesentlicher, sei es auch als Doppelmonarchie Österreich-Ungarn.

Nach dem Ersten Weltkrieg lag das Schicksal der Banater Schwaben in den Händen der in Versailles und Trianon versammelten Politiker, die für die Entwicklung eines Friedensplans in Europa verantwortlich waren. Sie haben die Bitten der Banater Schwaben für ein ungeteiltes Banat ignoriert. Unsere natürlich gewachsene Gemeinschaft wurde zersplittert, Familien wurden gewaltsam gespalten und die Wirtschaft litt großen Schaden. Mit der Zeit erholte sich die Wirtschaft, die Schwaben arbeiteten viel und schwer, und erreichten nochmals einen gehobenen Lebensstandard. Der Wiederaufbau wurde durch den Zweiten Weltkrieg gewaltsam unterbrochen. Die Schwaben erlebten grausame Verschleppungen, Enteignungen und den Verlust aller Rechte. Viele Banater Schwaben versuchten sich in den Westen abzusetzen. Die Verbliebenen mussten sich den neuen Umständen anpassen. Ohne Feld konnten sie nicht Bauern bleiben. Viele wurden Industriearbeiter, Jugendliche gingen in die Schulen, andere arbeiteten in staatlichen Betrieben wie Staatsfarmen und Traktorenstationen.

In den 1960er und 1970er Jahren gab es ein erstaunliches Aufblühen der rumäniendeutschen Kultur. Talente in so manchen Bereichen der Kultur und Wissenschaft kamen zur Geltung. Es sollte das letzte Erblühen des Kulturlebens der Banater Schwaben sein. Als Diktator Ceaușescu die Verwandlung der Dörfer in landwirtschaftliche Kleinstädte und die Integrierung der Nationalitäten in eine einzige sozialistische Nation anvisierte, war das Maß voll. Die Banater Deutschen saßen auf gepackten Koffern und nahmen jede Gelegenheit wahr, in die Heimat der Ahnen zurückzukehren. Man hat sie nicht ausgewiesen, doch man hat ihnen den Verbleib unmöglich gemacht.

Meine Großeltern in Amerika

Warum meine Großmutter als vierundzwanzigjährige Bauerntochter aus Neusiedel als Kellnerin in einer Herberge bei Kleinbetschkerek arbeitete, wurde nie geklärt. Dort hat sie aber meinen Großvater Johann Lukas getroffen. Er war fünfzehn Jahre älter als sie und seit zwei Jahren Witwer. Die beiden heirateten noch im selben Jahr und im folgenden Jahr wurde ihr Sohn, mein Onkel Nikolaus Lukas geboren. Die Familie wohnte in Perjamosch, wo sie Anteile einer an der Marosch gelegenen Ziegelfabrik besaß. In Alexanderhausen waren noch Erzeugnisse dieser Fabrik zu sehen: Die Ziegel waren weiß, nicht rot wie die gewöhnlichen Ziegel. Sie waren von höherer Qualität und daher auch teurer.

Wann und warum die Ziegelei zugrunde ging ist nicht mehr feststellbar. Mein Großvater beschuldigte seine Mitinhaber, packte sein Gepäck und brachte seine Familie nach Amerika. In Cincinnati lebten bereits Verwandte meiner Großmutter, daher war diese Stadt ein natürlicher Zielort. Wie so manche Banater Familien, wollten sie in einigen Jahren dort Geld verdienen und damit ins Banat zurückkehren. In Hamburg bestiegen sie das Schiff »Amerika« und erreichten New York am Weihnachtsabend des Jahres 1912. Noch Jahrzehnte später konnte Oma den überwältigenden Eindruck der Millionen Lichter von New York beschreiben.

Die Jahre vor und nach dem Ausbruch des Weltkriegs brachten guten Verdienst. Auch als Amerika in den Krieg zog, gab es in Cincinnati viel Arbeit. Oma nähte Tag und Nacht, aber Großvater fand deutlich weniger Arbeit. Seine ungarndeutschen Freunde ermutigten ihn, die Ersparnisse der Familie in ungarische Kriegsanleihen anzulegen. Gegen die Einwende meiner Großmutter, dass Ungarn den Krieg verlieren könnte, stand die Überzeugung der Freunde: »Es wird immer ein Ungarn geben.« Im Jahr 1915 wurde in

Cincinnati meine Mutter Barbara Lukas geboren. Dem Kriegsende folgten schwere Zeiten für die Familie und sie beschloss ins Banat zurückzukehren.

Auf einem in dieser Zeit entstandenes Foto trägt Oma ein Kleid der zwanziger Jahre, Großvater trägt einen Querbinder, Barbara trägt ein Kleid wie eine typische fünfjährige Amerikanerin, und Nikolaus ist ein typischer zwölfjähriger Junge aus Cincinnati, Ohio.



Großeltern Katharina (geb. Beitz) u. Johann Lukas, New York, um 1920

Die Reise mit einem italienischen Schiff ging von New York nach Triest. Es war eine lange und miserable, von Seekrankheit geplagte Reise. Großmutter wusste noch Jahrzehnte später von den feuerspeienden Bergen Italiens zu erzählen, ein Höhepunkt der Heimreise. Die Weiterreise mit der Eisenbahn ging über Budapest, Arad und Temeswar und passierte zwei neue, im Entstehen begriffene Grenzen.

Im Dorf fand die Familie ein kleines Haus mit Aussicht auf Hutweide und Bahnhof. Es war kaum groß genug für die vierköpfige Familie, aber man erwartete den Ertrag der ungarischen Kriegsanleihe um damit ein größeres zu kaufen. Die Scheine kamen vorläufig in die Schublade, bis Großvater einen Anwalt in Temeswar fand, der sich der Sache annahm. Wie viele rumänische Lei er für die Anleihen erhalten hat und wie viele er für seine Dienste berechnet hat, ist nicht überliefert. Sicher ist nur, dass die Familie von ihrem Anteil nicht reich geworden ist.

Im neuen Staat Rumänien

Die Tatsache, dass die rumänischen Behörden die deutsche Muttersprache als Unterrichtssprache in der Schule wieder erlaubten, brachte allgemeine Erleichterung. Bei ihrem Schulbeginn besuchte meine Mutter eine deutsche Schule. Oma war wieder zu den schwäbischen Röcken und Blusen zurückgekehrt, aber Mutter trug weiter ihre städtische Kleidung. Nachdem Mutter die Volksschule absolviert hatte, wurde eine zweite Nähmaschine angeschafft und es arbeiteten zwei Schneiderinnen im Zimmer. Die Mädchen und junge Frauen des Dorfes verlangten moderne Kleider und mit Nähen und Hausarbeit waren Großmutter und Mutter voll beschäftigt.



Kirchweih in Alexanderhausen, um 1934

Dann kam das Jahr in dem Mutter Kirchweihmädel wurde. Auf dem Kirchweihfoto steht sie in der mittleren Reihe und in der Reihe hinter ihr steht ein junger Mann der später behauptete, dass Mutter das schönste aller Kirchweihmädel war. Die beiden heirateten im folgenden Jahr, nachdem Vater seine Tischlerlehre als Meister beendet hatte. In der Schule war er ein ausgezeichnete Schüler, aber die zum Studium nötigen Mittel konnte seine Familie nicht aufbringen. In Folge setzten meine Eltern sich bereits vor meiner Geburt als Ziel: Ihr Kind sollte die Möglichkeit erhalten, alle seinen Fähigkeiten entsprechenden Schulen zu besuchen.

Mein Geburtshaus in Alexanderhausen

Im Rückblick bin ich ziemlich sicher, dass mein Geburtshaus bei der Gründung des Dorfes, also um 1833 erbaut wurde. Es hatte dicke gestampfte Mauern, aber der dreieckige Giebel war aus gebrannten Ziegeln. Die lange Vorderseite zog sich der Gasse entlang und zeigte der Welt die drei Fenster, je eines für Zimmer, Küche und Kammer. Die innere Seite hatte einen Gang mit Brustmauer. Die Speis genannte Speisekammer lag am hinteren Ende. Der Eintritt ins Haus erfolgte durch die Küche, deren Tür neben der Tür zur Speis und der Dachbodentür lag. Dem Haus gegenüber stand ein Parallelgebäude mit Sommerküche, Werkstatt, Scheune und Ställen.

Speis, Dachboden, Sommerküche, Werkstatt, wurden am Abend abgeschlossen und die Schlüssel wurden ins Haus gebracht. Die Küchentür wurde von innen verschlossen und der Schlüssel im Schloss belassen. Als wir rumänische Kolonisten im Haus aufnehmen mussten, gehörte die Kammer ihnen, zusammen mit der Sommerküche und der Werkstatt.

Das Zimmer hatte vier Fenster, eines zur Gasse, eines zum Gang und zwei an der Giebelseite zum Hof. Dieses helle, freundliche Zimmer diente den Großeltern als Schlafzimmer, aber auch die beiden Nähmaschinen standen dort und waren täglich viele Stunden lang in Betrieb. Auch festliche Mahlzeiten, oft mit Gästen, fanden dort statt, wobei die dekorative, von der Decke herabhängende Petroleumlampe ein verklärtes Licht beitrug.

Ich habe viele schöne Kindheitserinnerungen an dieses Haus, aber auch traurige Erinnerungen wie der Abschied von meinem Vater für siebzehn Jahre und der Abschied von meiner Mutter und von meiner Großmutter, beide für immer.

Heute steht das Haus nicht mehr, eine Art Villa steht an seinem Platz. Wo einst das Gärtel (der Blumengarten) war, steht ein Wirtschaftsgebäude. Der große Garten ist verwildert und mit Mais bepflanzt. Die Ereignisse der

Kindheit und Jugend werden in meiner Erinnerung weiterleben, so lange bestehen wie ich selbst.

Der Plan zur Errichtung des Dorfes soll um 1930 auf dem Zeichnungstisch eines Wiener Ingenieurbüros entstanden sein. Man hatte viel Erfahrung mit dem Layout der Banater deutschen Dörfern gewonnen. Die Wiener Militärstraße zog sich von Billed gegen Lovrin durch flaches Land. Der Plan des Dorfes stellte die Kirche mitten auf diese Landstraße und umgab sie mit 16 nahezu quadratischen Wohnvierteln. Daraus ergaben sich drei parallel zur Landstraße und drei senkrecht dazu verlaufende Straßen. Die Landstraße wurde zur Hauptgasse des Dorfes. Die Nebengassen hatten Namen, die aber praktisch nicht verwendet wurden, da die Haunummern (von 1 bis nahezu 500) zur Adresse genügten. Nach dem Zweiten Weltkrieg verlief die Landstraße, als Temescher Straße bezeichnet, von Temeswar nach Tschanad.

Kindheit und Jugend im Dorf

Die Wehrmacht erschien im Jahr 1941 als »Lehrtrupp« in Rumänien. Die fröhlichen jungen Soldaten mit ihren funkelneuen Fahrzeugen machten im Dorf einen großen Eindruck und nicht nur bei den Mädchen. Es war eine allgemeine Überraschung, als sie plötzlich nach Serbien abzogen und dort in die Kämpfe zur Eroberung Jugoslawiens eingesetzt wurden.

Von der gotischen Schrift, von Griffel und Schiefertafel, avancierten wir in der zweiten Klasse zu Stahlfedern, linierten Heften und zur »Deutsche Normalschrift«. Spuren dieser kursiven Schreibweise sind in meiner Handschrift erhalten geblieben. Mit der strikten Anwendung des Satzes »Fünf Minuten vor der Zeit, ist die deutsche Pünktlichkeit« hatten wir Schüler am Anfang Schwierigkeiten, aber auch dieser Satz hat in unserem Verhalten lebenslange Spuren hinterlassen. Vom »deutschen Gruß« kehrten wir bald wieder zum traditionellen »Grüß Gott« zurück. Und eine »völkische Hochzeit« war ein Unikum geblieben. Alle deutschen Familien wurden über Nacht Mitglieder der Deutschen Volksgruppe in Rumänien. Wer seinen Mitgliedsbeitrag nicht bezahlte, konnte mit Nachteilen rechnen. Diese nahmen später drastische Formen an, wie eingeschlagene Fensterscheiben und an das Haus der beim rumänischen Militär gebliebenen Männer geworfene Eier. Die meisten Dorfleute fügten sich den Verordnungen (1943 junge Männer zur Wehrmacht, u.a. Vorschriften), weil ihre Nachbarn es taten. Feste politische Überzeugungen, oder Änderung derselben, waren unter diesen Umständen äußerst selten.

Die 1943 zur rumänischen Armee einberufenen Männer wurden bei ihrem Eintreffen am Temeswarer Bahnhof in

einem großen Raum versammelt und eindringlich an ihre Pflicht als deutsche Männer erinnert, in diesem Daseinskampf in den deutschen Streitkräften für Deutschland zu kämpfen. Sie wurden in Eisenbahnwagen verladen, die Wagen blieben versiegelt bis Wien. Auf dem Bahnhof Wien erlebten die Banater Männer eine erste Überraschung. Von den dort beschäftigten Arbeitern wurden sie als Kriegsverlängerer und als Volksdeutsche Affen beschimpft. Dass es im Reich Widerständler dieser Art gab, war für sie ein großer Schock. Später berichteten manche Männer von Überanstrengungen und Hungerleiden im Ausbildungslager Grafenwöhr, von Fronteinsätzen in Jugoslawien und in Russland. Der Gemeindefarmer war in Verruf geraten, weil er alle Männer des Dorfes als tauglich zum Wehrdienst in der deutschen Wehrmacht zertifiziert hatte. Es dauerte nicht lange, bis regelmäßige Nachrichten über die Gefallenen das Dorf erreichten und für jeden fand ein Requiem in der Kirche stattfand.

Viele Jahre später erfuhr man, dass man den «SS-Freiwilligen» die deutsche Staatsbürgerschaft nach dem siegreichen Ende des Krieges versprochen oder in Aussicht gestellt hätte. Aus diesem Versprechen soll sich die von manchen nach 1945 erhaltene Wiedergutmachung herleiten.

Ebenfalls viele Jahre später wurde es offenbar, dass unter den höheren Anführern zweierlei Zukunftspläne kursierten. Einige hofften auf eine selbständige oder wenigstens autonome deutsche Provinz »Donauland«, andere fürchteten eine »Heim ins Reich« Aktion, wie sie die Dobrudscha- und Bessarabien-deutschen erfahren hatten. Für eine Umsiedlung hätten sich die Banater Schwaben kaum begeistern können, und sie wären sicher nicht bereit gewesen, dafür zu kämpfen und ihr Leben zu lassen.

Als mein Vater im Frühjahr 1944 nach Hause auf Urlaub kam, nahm er Mutter und mich mit dem Zug nach Temeswar, wo wir Familienfotos machten. Der Temeswarer